Ein Jahr in Palästina

2. Bericht, Januar – März 2017

Ich sitze auf der Terrasse meiner neuen Wohnung, und genieße die Sonne. Es ist Frühling. Die karge, trockene Landschaft, die mich seit fünf Monaten umgibt, hat sich plötzlich grün gefärbt, gesprenkelt von den Farben der Blumen, die auf den Wiesen blühen. In meiner Wohnung muss ich keine Winterjacke mehr tragen und die regnerischen Tage sind vorbei. Wie ich hier so sitze kann ich mich nur noch vage an die Abende erinnern, in denen Greta und ich zusammengekuschelt unter zwei Decken im Schlafsack, mit Wärmflaschen auf dem Schoß auf unserer Couch saßen und dennoch gezittert haben. Jetzt können wir die Abende draußen verbringen, mit den Kindern im SOS mehr an der frischen Luft machen und zumindest unsere Arme und Füße, von der Sonne bräunen lassen.

Bei gutem Wetter sieht man von unserem Haus sogar bis nach Jordanien

Aber nun zurück an den Anfang, zurück zu den Tagen im Januar und Februar, an denen es in der Wohnung kälter war als draußen und man dem Winter in Bethlehem nicht entkommen konnte. Bevor ich hierher kam, hat man mich gewarnt, der Winter in Palästina würde schlimmer werden, als die bisherigen in Deutschland. Damals habe ich abgewinkt: “Ach was, ich bin ganz anderes gewohnt. Ein Pulli wird wohl reichen.“

Da lag ich wohl falsch. Das Schlimme ist nicht die Kälte, sondern die fehlende Isolierung der Häuser, die natürlich auch nicht mit Zentralheizung ausgestattet sind. Und so sieht man drinnen eben seinen weißen Atem, wenn man ihn draußen nicht sehen könnte. Dazu hat unser Boiler seine ganz eigene Persönlichkeit und so mussten wir für ein paar Wochen Wasser im Topf aufkochen und mit der Tasse duschen. Zumindest spart diese Methode einiges an Wasser.

Anfang Januar sind wir in eine neue Wohnung gezogen, haben die Wärme des Heizkörpers zurückgelassen und durch Wärmflaschen ersetzt. Die Wohnungssuche hat sich als einiges entspannter herausgestellt, als die Horrorgeschichten, die man von Studenten in Deutschland hört. Als wir Echlas, unserer Arabischlehrerin erzählt haben, dass wir umziehen wollen, hat sie uns direkt an ihren Souvenirhändler vermittelt. Nach zwei Tagen hatte Majdi drei Wohnungen gefunden, am Tag darauf sind wir umgezogen.

Die Terrasse unserer neuen Wohnung

Wir leben jetzt in der Nähe vom Checkpoint 300 und dem Al-Azzeh-Camp. Von der Terrasse aus kann ich den Zaun sehen, der die Westbank von Israel trennt. Einen Katzensprung entfernt windet er sich durch die Hügel, zwischen den beiden Zäunen eine sogenannte „Security Road“ auf der hin und wieder Militärjeeps entlangfahren. Hinter ihm erhebt sich auf einem Hügel die Siedlung Har Homa. Obwohl Har Homa auf der anderen Seite des Zaunes liegt, liegt diese „Nachbarschaft“, wie sie liebevoll von der israelischen Regierung bezeichnet wird, innerhalb der Grünen Linie und ist somit eine Siedlung. Immer noch kommt mir bei seinem Anblick der Gedanke wie absurd es doch ist, dass wir neben diesem Zaun, dieser Mauer, leben, die ich selber nicht als Grenze bezeichnen will, die aber in der Realität für viele Menschen in meinem Umfeld nichts anderes ist, als eine schwer bewachte Grenze, die sie daran hindert, sich frei zu bewegen.

Blick von unserer Terrasse auf den Zaun und die dahinter liegende Siedlung Har Homa

Ein Ausflug nach Jenin, Nablus und Sebastia

Im SOS kehrt nach Weihnachten Ruhe ein. Es sind Winterferien. Fast alle Kinder sind zu ihrer Verwandtschaft gefahren, um die nächsten drei Wochen dort zu verbringen. Das heißt für uns Freiwillige, es gibt nicht viel zu tun. Kurzerhand beschließen wir, das sind Greta, unser Freund Darian und ich, uns für ein paar Tage frei zunehmen und den Norden der Westbank zu erkunden.
Mit dem Service, einer Art Minibus fahren wir zuerst nach Ramallah. Theoretisch gesehen liegt Ramallah nur eine halbe Stunde Autofahrt nördlich von Bethlehem. Praktisch gesehen liegt dazwischen Jerusalem und damit die Mauer. Wollen wir also mit einem palästinensischen Service fahren, heißt das einmal um Jerusalem herum, denn die Palästinenser, die mit uns im Auto sitzen, können nur mit Permit durch den Checkpoint. Wir fahren also östlich an Jerusalem vorbei, durchs wunderschöne Wadi Naar. Wunderschön auf der einen Seite, angsteinflößend auf der anderen. Wadi heißt Tal, also geht es in Serpentinen den Berg hinunter. Und wie schnell die Servicefahrer den runterheizen und Autos überholen, da kann einem schon einmal der Schweiß auf die Stirn treten. Weiter geht es, durch den Checkpoint, der heute offen ist, wir werden also nicht angehalten. Immer noch mit Blick auf den Ölberg in Jerusalem fahren wir durch das palästinensische Dorf Azariya und direkt dahinter an Ma'ale Adumim, einer israelischen Siedlung in der Westbank, vorbei. Die Straße, die dort hineinführt ist von Palmen und Wachhäuschen israelischer Soldaten gesäumt, innen ist alles grün und blüht. Außerhalb des Stacheldrahtzauns, der die Siedlung umgibt, ist es braun und trocken. Die großen schicken Häuser haben Ausblick auf ein kleines Beduinendorf, das früher, vor dem Bau der Siedlung, einmal viel größer war. Wir fahren weiter an Qalandiya vorbei nach Ramallah. Dort steigen wir in ein Service nach Jenin. Je nördlicher wir kommen, desto grüner wird es. Hier gibt es mehr Landwirtschaft als bei uns im Süden.

In Jenin werden wir in unserem Hostel ganz nach palästinensischer Art mit einem Shai willkommen geheißen. Beim Schlendern durch die Altstadt fällt auf, wie sich Jenin von Bethlehem unterscheidet. Schon im Hostel wurden wir darauf hingewiesen, dass es hier sehr konservativ sei.
Alkohol ist tabu und kann auch nur in einem illegal aus dem Kofferraum eines Händlers außerhalb der Stadt gekauft werden. Frauen sollten nicht in der Öffentlichkeit rauchen, auch nicht auf dem Dach des Hostels und Körperkontakt zwischen den Geschlechtern sollte natürlich auch vermieden werden.

Jenin ist bekannt für sein Flüchtlingslager, dessen Bewohner vor allem unter der zweiten Intifada stark leiden mussten.
Auf das Einmarschieren israelischer Soldaten des IDF zu Beginn der zweiten Intifada folgten zehn Tage schwerer Kämpfe, in denen viele Zivilisten getötet und mehr als 400 Häuser zerstört wurden. Mehr als ein Viertel der Bevölkerung verlor dadurch abermals ihr Zuhause. In der Nacht wachen wir von Schüssen auf, die gefühlt eine halbe Stunde andauern und sich so nah anhören, dass man meinen könnte, sie würden direkt vor unserem Fenster abgefeuert werden. Dann hören sie plötzlich auf und wir schlafen wieder ein. Am nächsten Morgen müssen wir in den Nachrichten lesen, dass in der letzten Nacht einige Jungen im Camp von israelischen Soldaten verhaftet wurden.

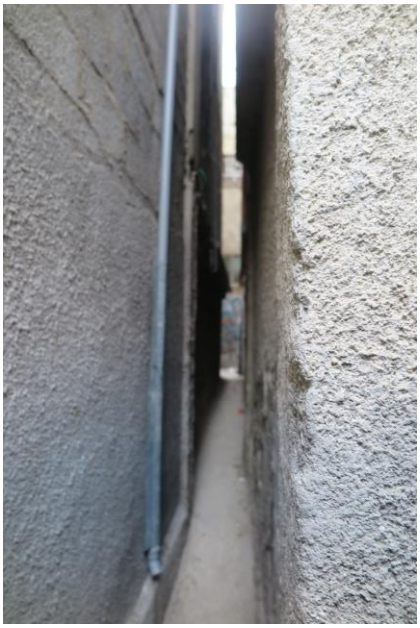
Es geht weiter nach Nablus. Nablus ist die Heimat der traditionell palästinensischen Süßspeise Knafe und das mussten wir natürlich auch direkt als erstes probieren. Knafe, das ist weißer Käse überbacken mit einer Art Grieß und übergossen mit einer solchen Menge aus Zuckersirup, dass man es lieber gar nicht so genau wissen möchte. Die berühmte Knafebäckerei befindet sich in einer Seitengasse des Souqs. Hier stehen viele Männer um den Verkäufer herum, der gerade das frische Knafe verkauft. Wir sind zu spät und müssen deshalb auf die nächste Fuhre warten. Knafe wird auf einer großen runden Platte gebacken und serviert, und das Warten hat sich gelohnt. Die Kombination mag sich komisch anhören aber schmecken tut sie wundervoll. Seit unserem Ausflug nach Nablus sind wir jetzt auch viel zu oft beim Knafe essen in Bethlehem anzutreffen. Palästinensische Familien feiern mit der Süßigkeit eher Geburtstage oder zum Schulabschlüsse, aber wir sind eben einfach süchtig.

Leckeres, frisches Knafe

Den Rest des Tages verbringen wir mit einem Freund, den wir wiederum über Freunde aus Bethlehem kennengelernt haben. Er arbeitet bei der Organisation „human supporters association“, die vor allem mit Kinder und Jugendlichen in und um Nablus arbeiten. Mit ihm schlendern wir durch die wunderschöne Altstadt.
Auch hier ist es wieder ganz anders als in Bethlehem. Man sieht keine Touristen auf den Straßen und vielleicht liegen deswegen auf dem Souq auch noch die Köpfe der Schafe und Rinder auf den Tischen, um zu demonstrieren wie frisch das Fleisch ist. Hier muss man nichts vor den sensiblen Augen europäischer Touristen verstecken. Generell ist die Atmosphäre ganz anders. Wir gehen in ein altes Café, in dem Männer sitzen, Argila rauchen und Karten spielen, wir machen es ihnen nach. In Nablus fühle ich mich wohl und nehme mir fest vor, wiederzukommen.

Die Altstadt von Nablus

Später führt uns ein weiterer Bekannter durch eines der Flüchtlingslager in Nablus, Balata. Das größte Flüchtlingslager in der Westbank ist bloß 0,25 qkm groß, auf denen etwa 27.000 Menschen leben. Ursprünglich sollten hier „nur“ etwa 5.000 Menschen unterkommen. Diese unglaubliche Überfüllung bleibt nicht unbemerkt. Die Gassen sind teilweise so eng, dass man sich nur seitlich hindurchschlängeln kann. Horizontal ausbreiten kann sich das Camp nicht, also wird in die Höhe, in die schon vorhandenen Straßen und auf öffentlichen Plätzen gebaut, sodass diese immer enger werden. Soldaten des ISF (Israeli Security Forces), die vor allem nachts ins Camp kommen, Häuser durchsuchen und Menschen verhaften, gehören in Balata zum Alltag.
Wir fragen, warum die Menschen trotz der grausamen Umstände im Camp leben bleiben? Ahmad erklärt uns, dass die meisten Bewohner nicht die finanziellen Mittel haben, sich außerhalb des Camps ein Leben aufzubauen, was auch an der hohen Arbeitslosigkeit der Menschen, die in Balata leben, liegt. Viele wollen aber auch gar nicht weg. Nicht, weil sie im Camp leben wollen, sondern weil sie glauben, nur so Druck auf die internationale Gemeinschaft ausüben zu können, ihr Recht auf Rückkehr zugestanden zu bekommen.



Enge Gassen im Balata Flüchtlingscamp

Am nächsten Tag fahren wir bei Regen nach Sebastia, einem kleinen Dorf etwas außerhalb von Nablus. Hier befinden sich die Ruinen der antiken Königsstadt Samaria. Außer einem Touristenbus, dessen Insassen sich nur im Souvenirshop tümmeln, sind wir die einzigen Besucher. Als wir an einem kleinen Haus aus Stein vorbeikommen spricht uns ein Mann auf Arabisch an und wir unterhalten uns mit ihm. Nach einiger Zeit schickt er uns mit seinem Sohn weiter, der uns durch die Ruinen führen soll. Der Junge ist etwa 10, trägt Flipflops und ein dünnes kurzes T-Shirt. Wir dagegen sind eingemummelt in dicke Winterjacke und Schal und frieren trotzdem. Die Erklärungen beschränken sich auf die einigen wenigen Worte die er auf Englisch kennt, also erkunden wir mit ihm eher die Landschaft. Als wir zurückkommen, werden wir von seinem Vater in das kleine Steinhaus zu einer Tasse Tee eingeladen. Das Innere besteht aus einem Raum, in dem einige Männer und Jungen um eine Feuerschale sitzen, rauchen und Tee trinken.
Er erzählt uns von seinem Restaurant, das bis vor zwei Wochen noch vor dem kleinen Häuschen stand, in dem wir jetzt sitzen. Ohne Ankündigung kamen israelische Soldaten und wollten die Baugenehmigung für das Gebäude sehen. Er konnte keine Genehmigung von israelischer Seite vorzeigen, also kamen sie am nächsten Tag mit Bulldozern, um sein Restaurant dem Erdboden gleichzumachen. Darauf folgte die Drohung, dass sie wiederkommen würden, um auch das Haus, in dem wir gerade sitzen und Tee trinken abzureißen. Die Männer zeigen uns Bilder von dem Restaurant, als es noch in Betrieb war, mit Touristen auf der Terasse, die in der Sonne sitzen und Kaffee trinken. Und dann ein Bild von den Trümmern, die sie mittlerweile weggetragen haben.
Dieser Teil Sebastias befindet sich in der C-Zone, die unter israelischer Besatzung steht. Wenn man den Hügel hinunterschaut, blickt man auf eine israelische Siedlung. In Zone C hat Israel das Sagen. Will ein Landwirt eine Wasserleitung für seine Felder bauen oder neue Olivenbäume pflanzen, braucht er eine Genehmigung. Will eine Familie Änderungen an ihrem Haus vornehmen, das Dach reparieren, weil es leckt, ein Zimmer anbauen, weil die Familie zu groß wird, braucht sie eine Genehmigung. Und diese Genehmigungen werden so gut wie nie erteilt. Also baut man illegal und hofft, dass einem selbst nicht das Gleiche passiert wie diesem Restaurantbesitzer. Wenn ich mich so umschaue sehe ich weit und breit unberührte Landschaft. Platz weggenommen hat das Restaurant jedenfalls nicht. Bedrückt fahren wir nach Hause nach Betlehem. Das ist nur eine Geschichte von vielen.

In Sebastia: Im Vordergrund die palästinensische Flagge, im Hintergrund eine Siedlung

Im SOS

Zurück im SOS ist nach den Ferien wieder alles wie immer. Nach wie vor bin ich immer wieder verblüfft wie schwierig es ist, hier Dinge zu organisieren und eigene Ideen zu verwirklichen. Da kommt doch manchmal noch die Deutsche in mir zum Vorschein, die Wert auf Pünktlichkeit, gewisse Strukturen und ein klein wenig Verlässlichkeit legt. Aber auch sie hat gelernt, sich mit der üblichen Antwort „inshalla“ abzufinden. Theoretisch heißt „inshalla“ so viel wie so Gott will. Praktisch drückt man damit meiner Erfahrung nach aber aus, dass das, was ich da gerade angebracht habe, zwar eine nette Idee ist, aber niemals in die Tat umgesetzt werden wird.
Ein paar Dinge sind dann aber doch mit der Zeit zur Routine geworden. Samstag früh haben die Jungs Schule, die Mädchen nicht und das heißt, wir haben den Sportplatz endlich mal für uns. Ich habe das Gefühl, die Mädchen fühlen sich unter sich wohler und gehen eher runter auf den Platz. Hier wird dann Fußball, Basketball oder ganz einfach Fangen gespielt, bis wir nicht mehr können und die Mittagssonne zu stark wird. Nach einem guten Mittagessen bei einer der Mütter geht es dann fast jeden Samstagnachmittag in das „Girls Youth House“, das ein bisschen außerhalb am Stadtrand von Bethlehem liegt. Ab 14 Jahren leben Jungen und Mädchen, die noch zur Schule gehen, getrennt in diesen sogenannten „Youth Houses“. Im „Girls Youth House“, das wir hauptsächlich besuchen, leben zehn Mädchen zusammen mit zwei Sozialarbeiterinnen. Seit ein paar Wochen helfen wir ihnen, ihr Englisch ein bisschen zu verbessen. Wir reden über alles Mögliche, nur eben auf Englisch, machen mit ihnen Hausaufgaben und helfen, wenn Projekte anstehen. Im Gegenzug wollen sie uns Dabke beibringen, was bis jetzt leider noch nicht gefruchtet hat.
Wöchentlich helfen wir auch ein paar der älteren Kindern im Kinderdorf mit Englisch, das in der Schule wohl leider etwas zu kurz kommt. Jeden Freitagmorgen treffen wir uns in unserem kleinen, mit Spielen vollgestopften Freiwilligenraum und besprechen die aktuelle Grammatik, machen Übungen oder arbeiten Tests noch einmal durch.
Die restlichen Tage haben keine Struktur. Meist geht es am späten Vormittag ins SOS, wo wir dann die verschiedensten Dinge machen, von Sport über Basteln bis hin zum Lernen neuer leckerer Gerichte bei den Mamas.

Fußball und Basketball im SOS

Der Jordan und das Tote Meer

Wir haben Wochenende und wollen die Zeit nutzen, um ans Tote Meer zu fahren. Vor ein paar Tagen habe ich mit meiner Oma telefoniert, die von den wunderschönen Stränden um Ein Gedi geschwärmt hat, dort solle ich doch bei Gelegenheit auch mal hin. Im Hostel angekommen bekommen wir auf die Frage, wie wir zum Mineral Beach kommen nur ein trauriges Lächeln als Antwort. Ihn und fast alle Strände ums Tote Meer gibt es längst nichtmehr. Oder besser, sie liegen nicht mehr am Wasser, sondern weit davon entfernt. Das Tote Meer schrumpft, geht zurück und das sichtbarer, als ich es mir vorgestellt hatte.
Wir wollen mehr über den rapiden Rückgang des Toten Meeres und dessen Gründe erfahren, also melden wir uns bei einer der Touren von EcoPeace an. EcoPeace ist eine trilaterale palästinensisch- israelisch-jordanische Organisation, die sich für den Schutz der Umwelt in der Region einsetzt. Wir starten in Jerusalem, mit einem Minibus voller Deutscher, fahren durch den kaum als solchen erkennbaren Checkpoint, vorbei an Siedlungen und Beduinendörfern und sind schon nach einer guten halben Stunde am Toten Meer. Mich verblüfft es wieder einmal, wie klein die Entfernungen sind und wie viel schneller man mit einem israelischen Kennzeichen vorankommt. Erster Stopp ist einer der geschichtsträchtigsten Orte des Christentums. Die Stelle, an der Jesus getauft worden sein soll. In meinem Kopf habe ich ein Bild vom Jordan, da ist er ein mächtiger, breiter, fließender Fluss, gesäumt von Palmen und Schilf. Was ich jetzt sehe ist ein stinkendes braunes Wasserloch, das ich noch nicht einmal mit der Fingerspitze berühren will. Hinter mir stehen Soldaten mit Tropenhelmen, die die aus dem Boden gestampfte Touristenanlage voller Souvenirläden, die Taufkleider verkaufen, bewachen. Der Jordan, oder das, was von ihm übrig ist, ist hier die Grenze zwischen Jordanien und der Westbank/ Israel. Ich habe das Gefühl, ich könnte die Hand ausstrecken und die der Touristen und Soldaten auf der jordanischen Seite schütteln, so schmal ist der Jordan. In seiner Brühe tummeln sich Touristen, bedeckt von halbdurchsichtigen Taufkleidern und tunken innerhalb von freibadähnlichen Schwimmbojenabgrenzungen, die sie davon abhalten sollen, auf die jordanische Seite zu treiben, den Kopf unter Wasser.
Wir sitzen an der einzigen Stelle, an der man aus der Westbank an den Jordan kommt. Da er die Grenze bildet, ist überall sonst ein großzügiges Gebiet westlich des „Flusses“ militärische Sperrzone. Wir sehen Bilder wie der Jordan einst aussah. Einst heißt vor etwa 90 Jahren und entspricht schon eher meiner ursprünglichen Vorstellung. Man sieht eine Brücke über dem Fluss, die so lang ist, dass 10 Pferde hintereinander darauf Platz hatten. Heute ist der Jordan wahrscheinlich so breit wie ein Pferd lang, und für das bräuchte man auch keine Brücke mehr, da es vermutlich einfach so mit einer Nasenklemme hindurchwaten könnte.
Die Wasserproblematik im Nahen Osten ist real und führt immer wieder zu Problemen. Bei der Staatsgründung Israels 1948 kam so auch die Frage auf, wie man all die Menschen mit Wasser versorgen solle. Und so wurde der national water carrier erbaut, ein Kanal- und Leitungssystem, das hauptsächlich den wasserarmen Süden Israels mit Trinkwasser aus dem See Genezareth und dem unteren Jordan versorgen sollte. Als Reaktion begannen auch Jordanien und Syrien Wasser aus dem Jordan und seinen Zuflüssen zu entnehmen und in Trinkwasser zu verwandeln. Alles in allem wurden so 96% des Wasserstroms umgeleitet. Die Folge: Die Brühe, die wir jetzt sehen, die dazu noch größtenteils aus Abwässern, die von Israel, Palästina, Jordanien und Syrien in den Jordan geführt werden, besteht. Dies

beeinflusst nicht nur die Wasserproblematik, sondern hat auch der Artenvielfalt erheblichen Schaden zugefügt. Für viele Touristen noch viel offensichtlicher wird die ganze Problematik am Toten Meer, das vom Wasser des Jordan gespeißt wird. Wir fahren zu den Ruinen eines alten Restaurants und sehen Bilder, auf denen die Menschen hier vor 40 Jahren noch beim Essen die Füße im Meer abkühlen lassen konnten. Jetzt ist das erfrischende Wasser einen Fußmarsch von 200-300 Metern entfernt.
Das Tote Meer wie wir es heute sehen ist umgeben von verlassenen Stränden und eingebrochenen Straßen, da der Rückgang des Meeres unterirdische Hohlräume hinterlassen hat, die den Boden darüber unstabil machen und in vielen Fällen schon zum Einsturz gebracht haben. Wir erfahren, dass wir im südlichen Teil des Toten Meeres gar nicht im richtigen Toten Meer gebadet haben sondern in Salinenbecken, die eigens für die Mineraliengewinnung angelegt wurden. Sie werden durch einen künstlich angelegten Kanal aus dem nördlichen Teil des Toten Meers mit Wasser versorgt.
Die Lösung Israels gegen das Schrumpfen des Toten Meeres: Ganz einfach mit Wasser aus dem Roten Meer auffüllen. Dass das nicht so einfach geht muss ich wohl nicht erklären.
Wir stehen also hier und überlegen, ob das ein Ort ist, den wir noch einmal unseren Kindern zeigen können.

Taufe im Jordan

Auf der anderen Seite des Jordan: Jordanien

Und wie geht es mir? Auf diese Frage kann ich ganz getrost mit wunderbar antworten. Wenn ich durch die Straßen Bethlehems laufe, merke ich immer wieder, wie sehr ich diese Stadt, dieses Land doch mittlerweile liebe. Ich bin glücklich, wenn die Sicht klar genug ist, dass ich auf dem Weg ins SOS bis nach Jordanien gucken kann, freue mich, wenn mich Sami, der Teehändler auf eine Tasse seines wunderbaren Shais einlädt und fühle mich zuhause wenn ich den Muezzin höre, der zum Gebet aufruft.
Ich bin zwar nach wie vor nicht die beste Köchin, aber habe trotzdem Spaß daran, palästinensische Gewürze zu kaufen und natürlich vor allem, mich von Freunden zum Essen einladen zu lassen. Und bald ist Sommer, da gibt es wieder diese köstlichen Feigen zu kaufen, in deren Genuss ich schon in meinen ersten Wochen hier kommen durfte. Da ist noch so viel, worauf ich mich freue und was noch kommt.
Schon morgen kriege ich Beuch von meinen Eltern und ich kann es kaum erwarten, ihnen mein Zuhause zu zeigen, dass sie absurderweise noch nicht kennen. Aber davon mehr im nächsten Bericht.